
Selbstverständnis

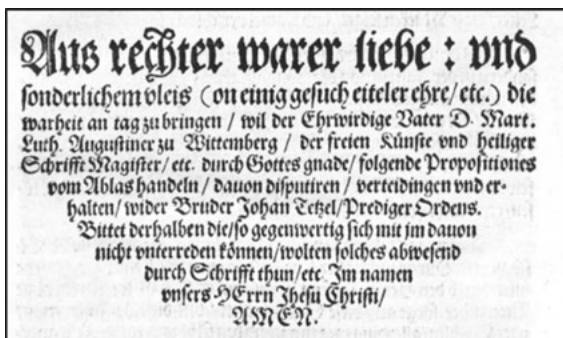
Die Zeitschrift „Briefe zur Interdisziplinarität“ lädt ein zum Denken und zum Dialog über Disziplinengrenzen hinweg. Ihr Anliegen ist das gleiche wie das der Andrea von Braun Stiftung: die gegenseitige Anregung und der Austausch zwischen allen Gebieten der Geistes-, Natur-, Ingenieur- und Sozialwissenschaften, der Kunst, des Handwerks, traditionellen Wissens und sonstiger Fähigkeiten sowie die Entwicklung und Umsetzung neuer, interdisziplinär geprägter Methoden. Sie ist geleitet von der Überzeugung, dass die wichtigsten und interessantesten Entwicklungen an den Rändern der Wissensgebiete oder zwischen ihnen stattfinden. Diese zu ermöglichen und erfahrbar zu machen, ist das vorrangige Ziel der Stiftung.

Inhaltlich beruht die Zeitschrift auf der Publikation so genannter Lernpapiere. Hierbei handelt es sich um Erfahrungsberichte, deren Erstellung zu den Förderbedingungen der Andrea von Braun Stiftung gehören. In ihnen werden nach Abschluss eines Förderprojekts dessen interdisziplinäre Aspekte gezielt ausgewertet und dargestellt. Soweit sinnvoll enthält jede Ausgabe der „Briefe zur Interdisziplinarität“ einen breit definierten Schwerpunkt, in dem die Lernpapiere zu thematischen Gruppen zusammengefasst werden. Wir wollen mit den Briefen die spezifischen interdisziplinären Erfahrungen der Stiftungsstipendiaten sowohl einschlägig tätigen oder betroffenen Organisationen als auch interessierten Einzelpersonen zur Verfügung stellen.

Vorwort

Vor 500 Jahren, am Vorabend von Allerheiligen, nagelte Martin Luther seine 95 Thesen an die Kirchentür in Wittenberg. Die Thesen hatten es in sich. Sie lösten einen grundlegenden Wandel des Denkens und des Verhältnisses von Individuum, Kirche und Obrigkeit im abendländischen Kulturraum aus, der bis in die heutige Zeit wirksam ist.

Auch heutzutage werden Thesen aufgestellt, wenn auch nur selten an Kirchentüren, sondern eher im Internet, in Büchern, Pamphleten, Vorträgen oder den klassischen Massenmedien. Und während Luther seine Thesen auf 8 Seiten darstellen konnte, manifestiert sich eine wissenschaftliche These heute am häufigsten in der Form einer „doctoral thesis“, die leicht hunderte, manchmal auch tausende von Seiten umfassen kann. Beiden, Luthers Thesen damals wie Doktorarbeiten heute, ist jedoch gemeinsam, dass sie zur „Verteidigung“ angeboten wurden und werden. Luther tat dies ausdrücklich, vgl. Abb.



Q.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a7/95_Thesen.pdf, Zugriff 25.1.2017

In den meisten Ländern ist ein Doktorgrad Grundvoraussetzung für eine akademische Laufbahn. Insbesondere in Deutschland und Österreich dient er darüberhinaus dem gesellschaftlichen Ansehen. Welche fachlichen Gründe dafür sprechen, dass z.B. ein Rechtsanwalt einen Dr. jur. haben muss, hat sich mir nie so recht erschlossen.

Im Gesamtrahmen unserer Fördertätigkeit ist der Anteil von Doktorarbeiten ziemlich hoch. Es sind faszinierende und höchst innovative Vorhaben darunter. Bei Betrachtung der langfristigen Entwicklung sind uns allerdings zwei Dinge aufgefallen, die uns Sorge machen:

- a) Es gibt immer mehr Promotionen.
- b) Die Promotionszeiten werden immer länger.

Für uns als Stiftung bedeutet dies mehr und zugleich teurere Anträge. Promotionen gehören seit jeher zu unseren aufwändigsten Förderungen. Mit längeren Laufzeiten steigen auch die Stipendienkosten. Allein der Umstand, dass ein Doktorand statt früher zwei, heute in der Regel drei, oft auch vier oder gar fünf Jahre bis zum Abschluss braucht, lässt auch die Länge ihrer Arbeiten ansteigen. Nur ein Beispiel: Während ich dies schreibe, erreicht mich der Anruf einer Literaturwissenschaftlerin, die für einen Druckkostenzuschuss zu ihrer 450-Seiten-Dissertation über Sergei Eisenstein ca. €10.000 sucht.

Während für uns als Stiftung eher die Finanzierbarkeit all dessen ein Problem darstellt, sind die allgemeinen Auswirkungen in der Forschungslandschaft noch viel bedenklicher:

- a) Die Anzahl von Doktoranden steigt sprunghaft und steht in keinem Verhältnis mehr zur zukünftigen Zahl akademischer Positionen. Das hat zur Folge, dass
- b) Hochschulen sich aus diesem Überangebot ihre Kandidaten zu Billigstkonditionen aussuchen können. Nicht wenige Doktoranden verbringen anfangs zwei oder mehr Jahre mit sehr schlecht bezahlten Hilfs- oder (immerhin) Lehrtätigkeiten, ehe sie mit ihrer eigentlichen Promotion überhaupt anfangen können.
- c) Die Promovenden sind zumeist in ihren 20ern oder 30ern. Das heißt, sie verbringen leicht um die fünf und mehr ihrer potenziell produktivsten Jahre nur mit dem Erlangen des Titels.
- d) Darüberhinaus tun sich viele nach einer solchen Zeit im regulären Arbeitsmarkt außerhalb der Hochschule von Alter und Erfahrung her schwer.

Alles in allem meine ich, dass die gegenwärtige Praxis eine atemberaubende Verschwendung darstellt. Die Vorlage einer eigenständigen Doktorarbeit als Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung ist nach wie vor ein sinnvoller Anspruch. Dieser sollte jedoch in zwei, oder sogar einem Jahr zu bewerkstelligen sein.

Kommen wir zu der Ihnen vorliegenden 18. Ausgabe unseres Newsletters, dessen Schwerpunkt den Kulturwissenschaften gewidmet ist. Dies ist bereits das sechste Mal, dass dies zwar nicht explizit, aber doch im weiteren Sinne der Fall ist, was auch als Hinweis auf die fachliche Ausrichtung unser Arbeit verstanden werden kann.

Im ersten Beitrag gehen *Julian Müller und Victoria von Groddeck* („(Un)bestimmtheit. Praktische Problemkonstellationen“) einem faszinierenden Phänomen nach. Unbestimmtheit, so argumentieren sie, ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Sie gehen jedoch nicht der an sich naheliegenden Frage nach, wo und in welcher Form sie in diversen Lebens- und Sachfragen auftritt und gelöst werden kann, sondern wo sie als solche gerade beibehalten und in ihrem wesentlichen Charakter als Bestätigung oder Bestärkung ihres Umfelds erhalten wird. In der Beschreibung ihrer interdisziplinären Erfahrungen im Rahmen des von ihnen publizierten Bandes weisen sie auf einen Umstand hin, den noch keines der von uns präsentierten Lernpapiere erwähnt hat: „ein bereits bestehender persönlicher Kontakt, ja womöglich sogar wechselseitige Sympathie“ der betroffenen Fachleute aus unterschiedlichen Gebieten. Die Autoren halten dies für "unabdingbar". Die Autoren machen noch weitere, sehr aufschlussreiche und zum Teil auch kritische Anmerkungen über die Interdisziplinarität und deren Grenzen. Ich empfehle die Lektüre dieses Lernpapiers sehr, ebenso wie die des Aufsatzbandes auf dem es beruht: *Julian Müller, Victoria v. Groddeck, Hg: (Un)bestimmtheit. Praktische Problemkonstellationen*, Wilhelm Fink Verlag, München, 2013, ISBN 978-3-7705-5467-6.

Wenden wir uns von der Unbestimmtheit ab und einem ihr wesensverwandten Begriff zu: der Wahrheit. *Jasmin Mersmann* („Lodovico Cigoli. Formen der Wahrheit um 1600“) geht in ihrer höchst lesbaren Dissertation der Frage nach, was im Werk des Malers Cigoli, Freund Galileo Galileis und Amateurwissenschaftler, wie man das heute wohl nennen würde, als

Wahrheit durchgehen kann und muss. Sie beleuchtet die sog. „Wahrheitsansprüche“ seiner Zeit und weist damit auf einen jahrhundertalten Konflikt hin, der in der heutigen Diskussionen um „alternative Fakten“ wieder auftaucht. Frau Mersmann geht dabei unvoreingenommen vor und unterscheidet zwischen sechs Wahrheitstypen, anhand deren sie „Fakten“ nach bestimmten Wahrheitskriterien abtastet. Man tut gut daran, sich die Unterschiede klar zu machen.

Wiederum ein kleiner Schwenk weg von der Wahrheit, hin zur Ästhetik. *Ludger Schwarte* („Experimentelle Ästhetik“) berichtet über eine Tagung unter diesem Namen, die im Oktober 2011 in Düsseldorf stattfand. Für eine Thematik, die nicht im Augenmerk des main stream liegt, war die Tagung bemerkenswert gut besucht, sowohl von fachlicher Seite, wie der Öffentlichkeit. Hinter diesem verbirgt sich eine heißdiskutierte zeitgenössische Fragestellung: Der Druck auf die Geistes- und Kulturwissenschaften sich für naturwissenschaftliche Methoden zu öffnen. Ob es zu einer gegenseitigen Befruchtung kommt, wird zu sehen sein.

Und nun ein großer Schwenk auf etwas ganz anderes: Musikgeographie. *Jan Peter Bäumer* („The Sound of a City? New York City and Bebop (1941–1949)“) hat sich die Frage gestellt, welchen Einfluss die Geographie, die Architektur, die Wirtschaft und die Raumsociologie auf die musikalische Entwicklung, hier des Jazz in New York in den 40er Jahren, haben. Die Erkenntnisse, die Bäumer daraus gewann, waren für ihn, wie er selbst sagt, eine „Offenbarung“. Haben Sie daran teil.

In dem Lernpapier von *Marc Dietrich* („Rap, Filmtheorie und qualitative Sozialforschung. Geht das zusammen?“) geht es unter anderem ebenfalls um Musik, wenn auch in einem ganz anderen Kontext. Marc Dietrich ist von Haus aus Sozialwissenschaftler und musste sich erst in die Text-, Ton- und Bewegtbildmedien einarbeiten, um sich seinem eigentlichen Dissertationsthema, dem afroamerikanischen Rapvideo und dessen ethnischer, gesellschaftlicher und kultureller Verankerung anzunähern. Dietrich äußert sich ausgiebig zu dem Beitrag, den eine interdisziplinäre Herangehensweise hierbei leisten kann, versteckt aber auch nicht deren Grenzen. Mich hat dieser Beitrag sehr nachdenklich gemacht. Wenn es Ihnen ähnlich geht, hat er sein Ziel erreicht.

Im letzten Lernpapier beschäftigt sich die Theaterwissenschaftlerin *Lina Mariele Mell* („Lernende Theater“) mit einem Methodenpaket, das in den 80er und 90er Jahren in den Managementwissenschaften großen Anklang fand und auch heute noch findet. Es geht um die sog. Lernende Organisation, ein von Peter Senge am M.I.T. entwickeltes Verfahren, um Organisationen zukunftsfit zu machen. Sie fragt, ob das auch bei Theatern funktionieren kann und kommt zu interessanten Ergebnissen.

München, im Januar 2017

Dr. Christoph-Friedrich v. Braun, M.Sc.
Vorstand, Andrea von Braun Stiftung